

TEXT HELMUT KOPETZKY

BERÜHRUNG IM HÖHEREN SINN

Die neuen Teufelsgeiger heißen Joshua Bell und David Garrett. Und, kein Zufall: Beide spielen Stradivari-Geigen. Unser Autor, ein fiedelnder Amateur, hatte sich in den Kopf gesetzt, auch einmal in seinem Leben eine »echte« Stradivari unters Kinn zu klemmen. Er begab sich auf die Suche

»IST DER STRADIVARI-CODE ENTSCHLÜSSELT?«

So stand es im Netz. Ein Herr Blutner, war zu lesen, hat die Stradivari neu erfunden. Deshalb heißt sie auch »New Strad«. Aus dem akustischen Fingerabdruck einer »echten« alt-italienischen Geige generiert er die Blaupause für einen fachgerechten Nachbau, »womöglich besser als das Original«. Kostenpunkt 20 000 Euro. Stradivaris Meisterwerk – geklont wie eine Rolex aus Fernost? Und das hierzulande? Da muss ich hin!

Das frühere Skifahrerheim liegt 800 Meter hoch im Erzgebirge, oberhalb des Städtchens Geyer in

der Gegend von Annaberg-Buchholz – dort, wo alle Straßen enden. In dieser Abgeschiedenheit am Waldrand studiert Dr. Friedrich Blutner gerade das Ausgießgeräusch von Flaschenbier. Bier darf nicht wie Wasser klingen, es muss gluckern, frisch und zufrieden, mit samtenem Unterton. Blutner ist ein freundlicher Herr Anfang sechzig, kein weltfremder Tüftler. Liebevoll beschreibt er das aristokratische Einschnappgeräusch einer Autotür der Oberklasse, das sanfte Zischen einer Haarspraydose, das keinesfalls giftig wie eine Puffotter klin-

ABB.: HELMUT KOPETZKY / FEDERICO ZOVARELLI

gen darf, oder die knackige Antwort eines Wiener Würstchens auf den Biss, der seinen feinen Darm zertrennt. In den siebziger Jahren forschte er im Labor des »VEB-Kombinats Musikinstrumente und Kulturwaren«, jetzt optimiert Blutner mit seinen Mitarbeitern Produktgeräusche im Auftrag der Industrie. »Psychoakustik« heißt die Fachrichtung, ein Grenzbereich zwischen Psychologie und Technik.

»Für uns ist Schall schwingende Luft«, sagt Herr Blutner inmitten seiner Tastaturen und Bildschirme, »ob die Schwingungen durch Bier oder eine Stradivari erzeugt werden – die Schlüsselmuster sind exakt dieselben.« Der Aufwand für das Feintuning von Autotüren übertreffe die Budgets für Klangforschungen im Geigenbau weit um das Hundertfache. Und wie einst die berühmte Teflonpfanne ein Abfallprodukt der Raumfahrt war, so profitiere nun die Geigenbaukunst von den Erkenntnissen der Gebrauchsgüterindustrie.

Der »Musikwinkel« im Vogtland um die Orte Klingenthal und Markneukirchen galt zu DDR-Zeiten einmal als »nördliches Cremona«. 300 000 Saiteninstrumente gingen von hier aus jährlich in die Welt. Doch in den 80er Jahren brach der Markt zusammen. Südostasien produziert Massenware billiger. Mit Hilfe erstklassiger Geigenbauer eine »neue Stradivari« auf die Welt zu bringen war der rettende Einfall des vogtländischen Sound-Designers. Die Nische heißt Qualität, die sich auch ein Profi aus der zweiten Reihe leisten kann.

DILETTANTEN-TRÄUME (I)

Als Geiger bin ich Amateur. Einer, der sich an Mozart vergeht, Beethoven schändet, Haydn missbraucht. Mit zehn Jahren – viel zu spät für eine Wunderkind-Karriere – ertrug ich den ersten Unterricht. Ich sehe noch meinen Geigenlehrer von der Bushaltestelle durch den Schnee stapfen, 1950. Wie er näher und näher kommt – ein verbitterter, freudloser Kriegsheimkehrer; geplatzte Träume im abgewetzten Geigenkasten. Die Geigenstunde: schlimmer als Nachsitzen. Dann neun Jahre Schulorchester. Der jährliche Triumphmarsch aus Aida zur Entlassungsfeier für die Abiturienten. Papáa – Papapa. Páahpapáa ... Gut, dass keine Tonaufzeichnungen von damals existieren.

Meine Geige stammt aus Böhmen. Sie ist 90 Jahre alt. Schlanke Taille, breites Becken – ein bäuerlicher Leib. Sie könnte Kopftuch tragen und Gummistiefel. Ich finde ihren etwas rauen Klang nicht schlecht. Und sie verzeiht mir jeden Fehler. Wir sind ein tolerantes Paar. Das Etikett, der so genannte »Geigenzettel« (»Stradivarius Cremonensis Faciebat Anno 1703«), ist natürlich eine Fälschung. Papier ist geduldig. Schon die Brüder Francesco und Omobono Stradivari pappten die übrig gebliebenen Zettel nach dem Tod ihres berühmten Vaters in das Innere der eigenen, eher zweitrangigen Kreationen. Herr Meyer, ein Geigenbauer aus dem Vogtland, schätzt den Wert meiner Böhmisches auf enttäuschende »zwei- bis dreitausend Euro«. Die alte Diva aus Italien müsste demnach fast dreitausend Mal besser

Hier hängen die Sieger des letzten internationalen Geigenbauer-Wettbewerbs in Cremona – woher auch die legendären Stradivaris stammen. Noch ungefähr 600 soll es weltweit geben; Kostenpunkt: von einer Million Euro aufwärts



klingen, immerhin kostet eine Spitzenstradivari an die sechs Millionen. Kann man das Gefälle wirklich hören? Wie viel ist der Mythos wert, wie viel der Klang?

Das möchte ich herausfinden – im Selbstversuch. Einmal dieses alte Holz riechen, den Lack. Die Vibration des Geigenkörpers und die Schwingungen der Saiten fühlen an den Fingerkuppen und tief drin, die *vibrations*, die schon Eugène Ysaye und David Oistrach, Itzhak Perlman oder Anne-Sophie Mutter an der nackten Schulter spürten. Kein Instrument, hört man sagen, klingt so schwülstig, so lasziv auf den tiefen Saiten – aber auch so warm und mütterlich wie eine »echte Stradivari«! Nur vier Finger und ein halber Meter Draht oder Darm, und man möchte weinen – wie bei Beethovens Frühlingssonate (Adagio), gespielt von David Oistrach.

Alles Schwärmerei? Deshalb fahr ich hin nach Cremona. In den Geigenhimmel, wo die Stradivaris von der Decke baumeln. Und ich werde sie stellen, die Frage: Ob ich sie berühren darf? Einmal darauf spielen. Und seien es nur zehn Takte.

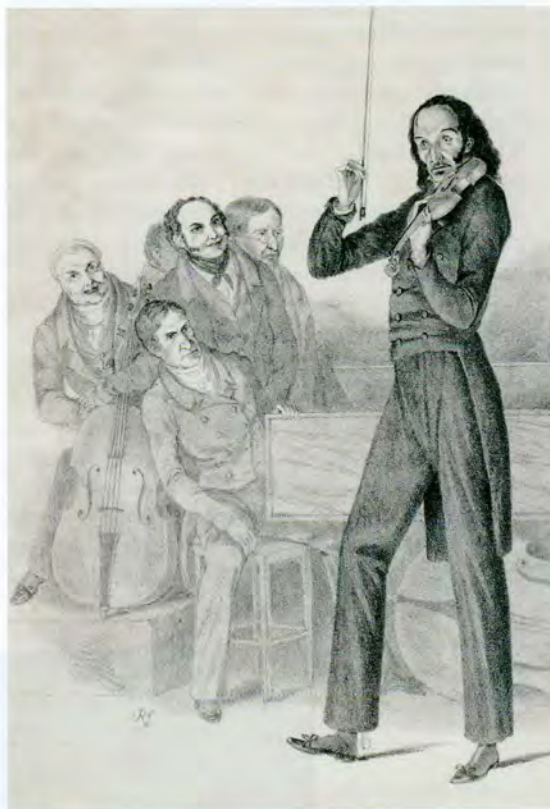
DER MOND & DER KLANG

Cremona in der Lombardei hat 70 000 Einwohner und nach vorsichtigen Schätzungen 200 Werkstätten für Geigenbau. Die meisten sind eng, verwinkelt, die Fußböden mit Sägemehl bestäubt, in einem Raum die Rohlinge, im anderen, an Drähten aufgehängt, die frisch lackierten Geigen. Publikum und Nachbarn gehen ein und aus. Taubenschläge, nichts Geheimnisvolles. Arbeit und Geschäft. Die Form der Geigenböden und der Geigendecken wird per Hand mit Stemmeisen und Sandpapier und kleinen Hobeln aus dem rohen Holz geschält, geschabt, geraspelt und geschliffen. Cremona riecht und klingt nach Holz.

Im 18. Jahrhundert hatte der Ort nur 15 000 Einwohner. Und wurde doch in weniger als 50 Jahren zur wohlhabenden Welthauptstadt des guten Klangs. So reich wie Stradivari wollten alle werden – er war auch ein gewitzter Kaufmann.

»Damals«, erzählt Giovanni Battista Morassi, genannt »Gio Batta«, Oberhaupt einer Sippe von Geigenbauern, »hat sich der Geigenton rasant verändert. Das war die Wende zum großen Klang.« Die barocke Kammermusik hatte in kleinen Räumen stattgefunden. Jetzt kam das Virtuositentum auf. Große Säle, großes Publikum. Paganini dann als Höhepunkt. Und dieser Klang! Die Geige streckte sich, ihr Hals wurde länger, der Ton größer. Signore

**Urbild aller »Teufelsgeiger«:
Niccolò Paganini (1782-1840)
profitierte vom großen Ton,
den die Cremoneser Geigen-
bauer erst möglich machten.
Ist die hohe Luftfeuchtigkeit
der Po-Ebene ein Geheimnis
ihrer edlen Instrumente?**



Morassi hat im Lauf seines Lebens selbst ungefähr 1000 Streichinstrumente gemacht. Wie Stradivari! Morassi-Geigen kosten 15 000 Euro. Zweihundert Handwerkerstunden braucht solch ein Stück im Schnitt. Und der Meister ist 76. Man wird sich beeilen müssen.

»Besonders die Mondphasen«, sagt Morassi, »beeinflussen das Wachstum.« Er achtet darauf, dass das Geigenholz bei abnehmendem Mond gefällt wird – und zwar im Winter, in der Ruhephase, wenn die Zahl der Schädlinge gering ist. Die vom Pflanzensaft entleerten Harzkanäle wirken wie winzige kleine Orgelpfeifen und verbessern den Klang.

ABB. - ARCHIV

»Das Holz«, sagt der Meister, »überrascht uns beinahe jeden Tag. Keine zwei Stücke sind gleich. Sogar Teile aus demselben Stamm haben ganz spezielle Eigenarten. Die Natur produziert nie zwei völlig gleiche Dinge. Instrumente sind wie Menschen. Wir alle haben zwar zwei Augen, Nase, Mund – aber sonst sind wir verschieden. Die Ausdrucksweise der Menschen und der Instrumente ist einzigartig. Ein Gesetz der Natur!« Das Holz ist es also ...

Noch eine Theorie: Anfang des 18. Jahrhunderts herrschte in Europa eine so genannte »Kleine Eiszeit«. In den kalten Wintern und den nebelbeuchten, kühlen Sommern wuchsen die Bäume langsam und sehr gleichmäßig. »Auch das heutige Klima bekommt den Geigen gut«, beteuert Sergej Krylov, russischer Virtuose mit ständigem Wohnsitz in Cremona. »Alle Instrumente spielen sich sehr gut in dieser Stadt – ob neu, ob alt. Das Holz, die Saiten und die Bogenhaare mögen die hohe Luftfeuchtigkeit der Po-Ebene.«

WERTSTEIGERUNG 25 000 PROZENT

Steckt das Geheimnis des Klangs in dieser Nebeluppe? Oder ist es doch eher der Wunderfirnis aus geheimen Zutaten? Obwohl bekannt ist, dass die alten Meister ihren Lack gewöhnlich aus der nächsten Apotheke holten ... Ein Sud aus Vulkanasche und Eiweiß? Ein Pilz, der sich beim Flößen damals auf den Stämmen eingenistet hat? Oder gar das Bad in Pferde-Pipi, um das Holz zu imprägnieren?

Schon der Name Stradivari aktiviert das limbische System rund um das Mittelhirn, unsere musikalischen Geschmacksnerven. Der Musik-Gourmet schmalzt mit dem Trommelfell, ehe er den ersten Ton schmeckt. Das hat er mit dem Weinkenner gemeinsam. Von den elfhundert Violinen, Bratschen, Celli mit dem Signum »Stradivari« soll etwa die Hälfte noch vorhanden sein: zwei- bis dreihundert in Europa verstreut, 250 in den USA, rund 50 in Fernost. Auf dem Weltmarkt werden jedes Jahr 10 bis 20 echte Stradivaris zum Verkauf angeboten. Verhandlungsbasis: eine bis sechs Millionen Euro.

Dabei ist so viel gar nicht dran an dieser zerbrechlichen Kiste für schwingende Luft: zwei dünn geschälte Bretter (Fichte und Ahorn) mit einem Brennwert nahe null, Hartholz für die Wirbel und das Griffbrett, etwas Draht. 500 Gramm das Ganze. Das Teuerste am Instrument ist die Aura. »Große antike Violinen stellen eine stabile, dankbare Investition dar – selbst in den schlechtesten Zeiten«, wirbt die global operierende Instrumenten-Han-

delsfirma Bein & Fushi. »Anders als bei Immobilien, Währungen, Öl, Gold und Winterweizen ist der Wert von Stradivaris in den letzten 48 Jahren um 25 000 Prozent gestiegen. Halten Sie sich ran! Und Ihr Profit wird gewaltig steigen – musikalisch und finanziell.«

Schon beim Frühstücks-Müsli im vornehmen Cremoneser Hotel »Impero« – gleich um die Ecke der Piazza Stradivari – wird am Nebentisch der Deal mit einer wertvollen Geige eingefädelt. Alte Violinen werden immer teurer, die Preise der neuen verfallen. Gute Designer-Geigen aus Karbon, Made in USA, kosten weniger als 5000 Euro. Und natürlich gibt es Plagiate. Der Computerhandel blüht. Das Etikett mit dem magischen Namen »Cremona« vermehrt sich inflationär.

»Stradivari wurde erst nach seinem Tod kopiert. Wir Geigenbauer werden's schon zu Lebzeiten«, sagt Francesco Toto, Vizepräsident der örtlichen Geigenbauergilde. Deshalb hat der Verband für neue Geigen eine Handelsmarke eingeführt. Sie garantiert, dass die Instrumente in der Tradition der Cremoneser Schule angefertigt werden. Eine Referenznummer begleitet jedes Instrument. So kann es mit den Angaben auf der offiziellen Internetseite verglichen werden.

DILETTANTEN-TRÄUME (II)

»Solo per immaginare ... In caso che io vorrei suonare uno di questi strumenti ... è possibile?« Mein Italienisch ist nicht besser als mein Geigenspiel, mein Forschungsprojekt verkümmert im Konditional. »Wäre es möglich, dass ich eines dieser Instrumente spielen dürfte?« Zehn Takte nur – und ich wüsste Bescheid. Würde mich der Klang der alten Dame wirklich so verhexen, wie man sagt?

»Die Instrumente sind in der Obhut des Konservators«, sagt freundlich, aber bestimmt Paolo Bodini, Präsident der Stradivari-Stiftung. »Wir verleihen sie eigentlich nur an Musiker von internationalem Ruf.« Auch Herr Morassi, der erfahrene Geigenbauer, hat Bedenken: »Wissen Sie, es ist schwierig, so ein altes Instrument zu spielen. Ein kleiner Fiat fährt sich leichter als ein Ferrari!« Und Salvatore Accardo, der internationale Topstar, der gerade in Cremona eine Meisterklasse leitet, warnt: »Man überträgt so leicht falsche Schwingungen auf die Violine! It has a memory.« Heißt: Die alte Dame ist nachtragend. Nein, sie werden mich nicht ranlassen – als Dilettant. Kein Geigenfleck am Hals, der Ausweis fehlt! »Hingehen und fragen«, rät mir das



**Dr. Blutner und die Wölbungs-
linien eines Geigenbodens.
Die Ausarbeitung entscheidet
über den Klang: Je dünner das
Holz, umso größer die Wirkung**

Pressebüro. Ich gehe hin. Was für eine Schnapsidee. Wahrscheinlich verstehen die Holzwürmer mehr von alten Geigen als ich. Die Hand wird zittern, die Unersetzliche wird auf den Boden krachen.

IM ALLERHEILIGSTEN

Lüster, Stuck und Marmorsäulen. Die Geigenhalle im Palazzo Comunale ist kirchenstill. Weiches Licht fällt durch die transparenten Vorhänge. Die wenigen Besucher wagen kaum zu flüstern. Andacht steht im Raum: zwölf Instrumente – 30 Millionen Euro. Die Aufseherin trägt Schwarz, im Halfter die Beretta 92 mit Neun-Millimeter-Parabellum-Munition.

Und da hängt es in seinem Schneewittchensarg, das Objekt der Begierde: »Il Cremonese« – 1715 ex Joachim, benannt nach einem Vorbesitzer, einem jener »zweiten Paganinis« aus dem 19. Jahrhundert: Joseph Joachim. Zum Greifen nah.

Punkt acht, wie jeden Tag seit 30 Jahren, außer sonntags, betritt Signore Andrea Mosconi, der Konservator, den Showroom. Er öffnet die erste Panzer-glas-Vitrine, zückt den Geigenbogen, stimmt die Saiten nach und schließt die Augen, um sich ganz dem Klang zu widmen. Jedes Instrument bespielt er sieben oder acht Minuten – zum Frühstück eine Tonleiter oder ein paar Takte Bach. Auch Ausnahme-geigen werden nicht jünger. Der 78-jährige Herr Mosconi ist ihr Physiotherapeut.

»Instrumente sind wie Menschen«, sagt er. »Sie müssen bewegt werden. Rosten sonst ein!« Viele andere dieser würdevollen Alten ruhen in klimatisierten Bank-Safes und verlieren durch Nichtstun ihr berühmtes Timbre – falls sie nicht vom langen Leben schon zermürbt sind. Nicht mehr als 25, 30 Stradivaris weltweit sollen noch zur Spitzenklasse zählen. Die »Messias« aus dem Jahr 1716, vielleicht die schönste aller Stradivari-Geigen, wurde niemals gespielt. Salvatore Accardo ist sicher: »Sie würde grässlich klingen, jetzt, nach 300 Jahren.« So dämert sie in Oxford vor sich hin, eingekerkert von der britischen Sammlerfamilie Hill.

Hier im Stradivari-Museum, unter Glas, liegt sie vor mir – die am meisten abgenutzte Schablone: »Forma G« wie »grande« oder »grosso«. Die Mutter aller Stradivaris und die Urform unserer modernen Geigen. Ein ausgesätes Brett. Auf den ersten Blick sieht der Umriss meiner Böhmerwälder Bauernfidel auch nicht anders aus.

»Buongiorno!« – Herr Mosconi ist schon vorge-warnt, das Urteil fällt *attacca subito*, musikalisch: »ohne Übergang«, und lautet: »Unmöglich!« So sei nun mal die Vorschrift, sagt der Konservator. Ausgeschlossen. Die Geiger würden vor der »Cremonese« Schlange stehen! David Oistrach hat darauf gespielt, Jehudi Menuhin, Rugiero Ricci, Salvatore Accardo natürlich. Na dann ...

DILETTANTENRÄUME (III)

Eine Woche später darf ich doch – im Labor von Dr. Blutner, 800 Meter hoch im Erzgebirge: zehn Takte aus dem Quartetto Concertante in G-Dur von Carl Stamitz, dritter Satz. Auf einer »New Strad«. Holz und Kunstharz. Zwanzigtausend Euro. Fast erschwinglich.

Und der Ton? Ja, wie hört sie sich an, eine »neue Stradivari«? Viele Parameter müssen für Friedrich Blutner zusammenkommen, bis eine Geige »klingt«. Das Material, die Handwerkskunst, der Geigenspieler und der Raum, in dem er spielt. Geiger musizieren ja vor allem mit der Luft. Sie produzieren Wellen im Luftmeer, das uns umgibt: Plätschern, Gekräusel, manchmal eine Brandung. Das Pingpong der Moleküle. Die Geige dient nur als Auslöser.

Andere Designer auf der Jagd nach dem ultimativen Klang experimentieren mit einem Pilz namens *Xylaria longipes*, der die Holzdicke verringern soll. Blutner setzt auf Kunstharz. Nur einzelne Teile des ausgeschabten Geigenkörpers werden damit laminiert. Unter dem Druck der straff gespannten Saiten würde er sonst einbrechen.

Wenn heute in Blutners Atelier eine Solistin erscheint, kann er ihr ein passendes Instrument auf den Leib schneiden. Welcher Klang steht ihr am besten? Der Guarneri-Sound – tief und forsch, rassistig? Oder soll die neue Geige mehr nach Stradivari klingen: eher blond und hell, damenhaft-durchgeistigt? Aus der Datenbank mit den Erbanlagen,

den Geräuschemustern berühmter alter Geigen, entsteht nun ein persönliches Profil. Nach den akustischen Schnittmusterbögen des erzgebirgischen Sound-Gestalters arbeiten Geigenbauer an verschiedenen Orten der Republik.

Zurück in Geyer beginnt an den Instrumenten nun Phase 3 – das »Fein-Tuning«. Das Instrument, das der Solistin auf den Leib geschneidert wurde, unterzieht sich einem ausführlichen Ganzkörper-Scan. Der Computer macht Resonanzen im Geigenkorpus als farbige Muster sichtbar. Und erstaunlicherweise gleichen sie dem Gespinnst von Klanglinien auf Stradivaris vergilbten, stockfleckigen Zeichnungen.

Für Blutner ist Musik »Berührung im höheren Sinn«. Hunderte Geigen hat er sorgfältig studiert. Doch allein vom Vermessen von alten Geigen, sagt der Sound-Designer, kommt man nicht an die Quellen. »Japaner haben die Stradivari in den sechziger Jahren bis in die Sägespäne zerlegt – vergeblich. Wenn man die an sich »dummen« Messdaten nicht sensibel interpretiert, kann man damit wenig anfangen. Sonst würden Physiker Geigen bauen.«

Den Stradivari-Klang gibt es also gar nicht. Im Blindtest hat schon mancher Neubau den verwöhnten Cremoneser Adel aus dem Feld geschlagen. Eine »echte Stradivari« ist eben auch nur eine Geige. An den Ton der »New Strad« aus dem Erzgebirge könnte ich mich wohl gewöhnen. Aber was sagt meine Bauerengeige dazu? ■

Schnapschuss aus dem sächsischen Klanglabor, wo die »neue Stradivari« entwickelt wurde. Das ringförmige Objekt ist eine »Akustische Kamera«. Sie macht die Schallwellen, die ein Geigenkörper erzeugt, auf dem Computerbildschirm sichtbar

